

Die in einiger Besorgnis hinzugetretene Mutter suchte ihn zu beschwichtigen unter Hinweis auf meine immerhin anerkanntswürdige nächtliche Arbeitsleistung. Diese letztere wurde vom Vater insoweit berücksichtigt, als er mir für den Vormittag eine besonders unterhaltsame Arbeit zuwies, nämlich das Auftragen der zwei oder drei Fuder Erde, die durch scharfe Regengüsse alljährlich von unserem kleinen Rebberg am Steighubel abgeschwemmt werden. Er wollte dabei den Vorteil nicht unterschätzt wissen, daß ich da während der halben Zeit bloß die leere Erdtranche zu tragen und also reichlich Gelegenheit hätte, über eine gewisse Sache nachzudenken.

Ich machte mir ein besonderes Verdienst daraus, diesen wohlgemeinten Rat pflichtschuldig zu befolgen; ja, ich leistete mir das Vergnügen, mich auch während des schweißtreibenden Aufstieges auf dem 227 Stufen zählenden Rebsteig jeweilen in tiefsinnigen Geburtstagsbetrachtungen zu ergehen. Daneben ärgerte ich mich weiblich über die Klettenblume von heute morgen und nahm mir vor, die Emilie Egger mir nun erst recht und ein für allemal aus dem Sinn zu schlagen.

Nach dem Mittagessen hatte ich wieder mit einem Schlafanfall zu kämpfen, was mein Vater so auslegte, als sei es mir nur darum zu tun, der vorgeesehenen Auseinandersetzung auszuweichen.

„Das ist mir denn allenfalls so breit wie lang“, meinte er in mürrischem Tone, „es gibt da weder Gebetteltes noch Angehaltenes. Aber wenn du's bis nach der Kornernte nicht mit einer mir anständigen Person im reinen hast, so bekommt dein Schwager Ferdinand Hof und Regiment. Ein Einspänniger hat noch nie und zu keiner Zeit ein Heimwesen auf der Höhe gehalten.“

In meinem Halbschlummer hatte ich eben geträumt, ich sei mit einer Last Erde am Steighubel ins Rutschen geraten, während die Kemmenhofs-tochter nebenan stand und sich über mein Pech lustig machte. Bei meinen unwillkürlichen Bestrebungen, mich an den Rebstecken zu beiden Seiten des Stufenweges festzuhalten, war mein wunder Daumenfinger in unsanfter Weise mit der Tischkante in Berührung gekommen. Nun fiel in den stehenden Schmerz hinein ausgerechnet noch der Name meines lieben Schwagers Ferdinand, der, wie

ich genau wußte, schon lange nach unserem schönen Hof schielte und mich fürs Leben gern beiseite geschoben hätte. Unbedenklich plagte ich mit der prahlerischen Erklärung heraus, es brauche da weder einen Heiri noch einen Ferdinand, ich wolle es heute noch geschrieben und gestempelt geben, daß mir ein Halbjahr viel zu lang sei, daß ich schon in spätestens fünf Wochen eine am Bündel haben werde.

Der Vater sah mich etwas erstaunt von der Seite her an. „Gut gegangen ist besser als schlecht gelaufen“, sagte er nachdrücklich. „Das ist dann freilich nicht so gemeint, daß es irgend eine Ueberzählige oder die erste beste von der Straße weg zu sein braucht.“ Er langte nach dem an einem Bindfaden an der Wand hängenden Griffel und malte damit fünf Striche vor mich auf die Schieferplatte des Tisches hin. „Diese fünf Striche bedeuten eine fünfstellige Zahl“, belehrte er mich. „Du wirst wissen, daß du deiner Schwester einmal elftausend Franken da auf den Tisch hinzählen mußt. Was die eine holt, soll die andere bringen, wenn's den richtigen geraden Weg gehen muß.“

Wer nichts erheirat't und nichts erbt,
Der bleibt ein armer Teufel, bis er stirbt.“

Nachdem der Vater hinausgegangen war, drückte mir die Mutter mit Tränen in den Augen die Hand. „Du brauchst es allenfalls nicht so ganz wörtlich zu nehmen, das, was er zuletzt gesagt hat; der Vater ist eineweg auch dann mit dir zufrieden, wenn es ein paar Rappen mehr gibt als genau die elftausend Fränklein.“
(Fortsetzung folgt).

So wie auf dem Strom....

So wie auf dem Strom ruht die sonnige Blut,
Während unten rollt finster und eisig die Flut:
So auch auf der Wange ein Lächeln oft steht,
Indes uns die Seele vor Kummer vergeht.

Ein trübes Erinnern, eine finstere Qual
Wirft auf uns einen dunkel umdüsterten Strahl,
Ob das Leben uns heiter, ob traurig vergeht:
Uns erquickt nicht die Freude, uns sticht nicht das Weh!

Der Gedanke erscheint mir im heitersten Traum:
Wie ein Ast, der verdorrt hängt am blühenden Baum,
Die Sonne umstrahlt ihn mit blühendem Licht,
Dann erglänzt er zwar prächtig - aber blüh'n kann er nicht.

Thomas Moore.

Von der Siedelungsgenossenschaft Freidorf bei Basel.

I. Einführung. Von Ulrich Meyer.

Von all den schweren Problemen, die heute die Menschheit beschäftigen, bildet die Wohnungsfrage das vielseitigste und am tiefsten in alle Verhältnisse eindringende. Denn sowohl die körperliche als die moralische Gesundheit eines Volkes hängt damit enge zusammen.

Es ist eine längst bewiesene Tatsache, daß die mörderischsten Krankheiten — man denke an die Tuberkulose — ihren schlimmsten Herd haben in jenen Quartieren unserer Großstädte, wo die Leute am engsten zusammengedrängt wohnen und wo Luft und Licht nur spärlich Zugang haben.

Ebenso sicher ist, daß ein großer Teil der Unrast, der Unzufriedenheit und der Auflehnung, die heute die Völker erschüttern, die Verständnislosigkeit, um nicht zu sagen der Haß, mit dem breite Schichten des Volkes allem entgegentreten, was an Heimat und Vaterland erinnert, darauf zurückzuführen ist, daß so viele Menschen nicht mehr wissen, was ein Heim ist. Wie kann man dieses Verständnis verlangen von Leuten, die völlig losgelöst sind vom heimatlichen Boden, die die Stätte ihrer Geburt nicht kennen, die heute hier, morgen dort ihre Wohnstätte aufschlagen und nie Zeit haben, Wurzel zu schlagen und sich völlig einzuleben in einer bestimmten Umgebung?

Nehmen wir die Arbeiter, die Beamtschaft in irgend einer Großstadt. Es sind Nomaden, die alle paar Jahre ihre Wohnung, oft sogar die Wohngemeinde wechseln müssen; sozusagen jedes Kind wird in einem andern Hause, ja in einer andern Gemeinde geboren; nirgends besteht ein dauerndes Verhältnis zwischen ihnen und der Mutter Erde — bis sie sich zum letzten Schläfe niederlegen, und auch dann ruht das eine hier, das andere dort. Kann man sich da allzusehr wundern, wenn unter diesen Leuten die Ueberzeugung reift, sie hätten ja kein Vaterland, für sie sei jedes Land gleich gut oder gleich schlecht, da sie in jedem gleich losgelöst seien vom Boden und unter den gleichen Uebeln leiden müßten?

Was Zehntausenden von Volksgenossen auch in unserem Lande fehlt, das ist ein Heim, mit dem sie sich verwachsen fühlen, das sie nach ihrem eigenen Empfinden ausgestalten dürfen und von dem sie nicht willkürlich vertrieben werden können. Und in dem Grade, in welchem dieser Entwurzelungsprozeß, der in allen Industrievölkern im Gange ist, sich weiter ausbreitet, im selben Grade wird der Sinn für das Bodenständige, wird der Vaterlandsgedanke schwinden und jenem „internationalen“ Geiste weichen müssen, der an nichts denkt als an das Heute und wie diesem die denkbar größte Summe von Genüssen abgerungen werden könnte. Alles Lamentieren jener, die auf ihrer eigenen ererbten Scholle leben und sterben zu können das Glück haben, gegen die „vaterlandslosen Gesellen“ und den Geist, der sie beherrscht, wird nichts nützen, keine Morallehre wird hier helfen, sondern nur tiefgreifende und weitausholende Reformen im heutigen Wohnungswesen und in der Bodenfrage können den Auflösungsprozeß verlangsamten, vielleicht zum Stillstand bringen.

Wie ging es bis jetzt zu?

Man suchte in den Gemeinwesen die bestehenden Industrien und andern Großbetriebe mit allen Mitteln zu weiterer Entwicklung zu bringen und solche neu einzuführen, wo noch keine bestanden. Ging die Sache gut, so wurde das im Betrieb nötige Personal von auswärts herbeigezogen, ohne daß man es für nötig befunden hätte, für angemessene Wohnungsverhältnisse zu sorgen.

Daher schon in der Vorkriegszeit die Wohnungsnot mit ihrem Gefolge von Uebeln: hohe Mietpreise, Bau von Mietkasernen, Ueberfüllung der Wohnräume, Ansteckungsherde für Krankheiten aller Art. Der Spekulation wurde es überlassen, zu entscheiden, ob und wie gebaut werden solle. Wo aber die Gewinnsucht Triebfeder ist, geht es den Verbrauchern schlecht.

Nun hat die Kriegszeit, die alle vorher schon bestanden Uebelstände ins Riesenhafte vergrößerte, auch auf dem Gebiete des Wohnungs-

wesens verschlimmernd gewirkt, aber zugleich auch die öffentliche Aufmerksamkeit geweckt und Veranlassung gegeben, daß nun allseits nach Abwehrmaßnahmen gesucht wird.

Man beginnt zu erkennen, daß der Wohnungsbau, die gesamte Wohnungsfrage eine öffentliche Angelegenheit ist, an der alle Kreise interessiert sind und die nach Möglichkeit der Spekulation entzogen werden muß. Man beginnt aufmerksam zu werden auf die gemeinnützigen Bau- und Wohnungsgenossenschaften, wie sie schon vor dem Kriege zahlreich bestanden und in kleinem Kreise segensreich wirkten. Bereits ist auch schon eine Organisation gegründet worden, die die Kräfte dieser Einzelorganisationen zusammenfassen und diesen wie noch zu bildenden Vereinigungen mit Rat und Tat beistehen will. Wir meinen den kürzlich ins Leben gerufenen „Schweiz. Verband zur Förderung des gemeinnützigen Wohnungsbaues“ in Zürich mit seinen verschiedenen Untersektionen.

Man trachtet aber nicht nur danach, durch Gewährung von staatlichen Subventionen den Wohnungsbau überhaupt zu fördern, sondern es sind auch aussichtsfrohe Bestrebungen im Gange, eigentliche Heimstätten zu schaffen außerhalb der Großstädte, Heimstätten, wo dem Bewohner auch ein Stück Land zur Verfügung steht, auf dem er wenigstens einen Teil des Bedarfes an Obst und Gemüse selber zu produzieren vermag und wo er wieder Führung gewinnt mit dem heimatlichen Boden.

Im weitem macht die Erkenntnis Fortschritte, daß es Pflicht der Großbetriebe ist, wenigstens für einen Teil ihres Personals gute Wohngelegenheit zu schaffen und diese wichtige Aufgabe nicht mehr völlig der privaten Spekulation zu überlassen. Erfreulicherweise geht auch hier das Streben dahin, diese Wohnstätten auf das freie Land hinaus zu verlegen und sie mit freundlichen Gärten zu umgeben.

Das großzügigste Projekt dieser Art stellt die unter dem Patronat des Verbandes Schweizer Konsumvereine in Basel stehende Siedelungsgenossenschaft Freidorf in Muttenz bei Basel dar, mit deren Werden wir die Leser der Samenkörner in dieser und den folgenden Nummern vertraut machen möchten. Wir gehen dabei von der Erwägung aus, daß dieses einzigartige

Projekt Anspruch machen darf auf das Interesse aller Volksschichten, und daß es anregend und befruchtend wirken könnte in allen jenen Kreisen, die sich mit Fragen des Volkswohls befassen.

* * *

Schon lange hatte unter dem gegen 800 Köpfe zählenden Personal des Verbandes Schweizer Konsumvereine — kurz V. S. K. genannt — der Wunsch bestanden, es möchte der Verband, der für sein Personal schon so manche segensreiche Institution geschaffen (Invaliditäts- und Hinterlassenenfürsorge, Beisteuer zur Mittagsverpflegung, bezahlte Ferien, Lohnzahlung bei Krankheit und Militärdienst, Ueberlassung von Pflanzland), auch auf dem Gebiete der Wohnungsfrage tatkräftig eingreifen, um so mehr, als Basel zu jenen Städten gehört, in denen die Wohnungsnot beunruhigende Dimensionen angenommen hat.

Ohne daß er darüber viele Worte verloren hätte, hegte auch der Präsident der Verwaltungskommission des Verbandes, Herr B. Jäggi, ähnliche Gedanken. Aber was beim Personal nur ein schüchchter Wunsch blieb, wurde bei Herrn Jäggi zur raschen und fröhlichen Tat: er ergriff die erste sich bietende Gelegenheit und erwarb in der Nähe von Basel, auf dem zum Gebiete der Gemeinde Muttenz gehörenden Schänzli bei St. Jakob an der Birs, einen Landkomplex von 80,000 Quadratmetern, der kurz darauf durch weitere Käufe auf 84,700 Quadratmeter erweitert wurde. Dann trat Herr Jäggi mit tüchtigen Architekten in Verbindung zur Ausarbeitung genereller Bebauungspläne.

Es sollte aber die Herrn Jäggi vorschwebende Siedelung nicht eine bloße Wohlfahrts-einrichtung des Verbandes werden, sondern eine selbständige, von den Siedlern für die Siedler geschaffene und verwaltete Schöpfung. In diesem Sinne wurde ein Statutenentwurf ausgearbeitet und dem sich für die Sache interessierenden Personal zur Besprechung vorgelegt, worauf am 20. Mai 1919 die Gründung der Siedelungsgenossenschaft Freidorf erfolgte.

Die Statuten setzen als Zweck der Genossenschaft fest: die Förderung der sozialen Wohlfahrt und die Verbesserung der Lebenshaltung ihrer Mitglieder.

Mitglieder der Genossenschaft können nur Personen werden, die selbst in der Siedelung wohnen wollen. Andere Interessenten können als Subvenienten aufgenommen werden. — Beide Kategorien sind zur Uebernahme wenigstens eines Anteilscheines von 100 Fr. verpflichtet.

Nach den definitiven, vom Architekten der Genossenschaft, Herrn Hannes Meyer in Basel, ausgearbeiteten Plänen wird die Siedelung 150 Einfamilienhäuser diverser Typen umfassen. Zu jedem Haus sollen wenigstens 200 Quadratmeter Land gehören.

Jede Spekulation mit Häusern und Land ist ausgeschlossen. Die Heimstätten werden vorläufig an die Mitglieder nur mietweise abgegeben. Die Miete ist aber unkündbar und endet erst mit dem Ausscheiden eines Mitgliedes aus der Genossenschaft, vorausgesetzt natürlich, daß das Mitglied sich keiner groben Vernachlässigung seiner Pflichten schuldig macht. Beim Tode eines Mitgliedes kann die Mitgliedschaft von einem Erben fortgesetzt werden. Es besitzt also jedes Mitglied ein wirkliches Heim.

Die Freidorfbewohner werden aber nicht nur ihre Wohnungsbedürfnisse gemeinsam und selbständig decken, sondern auch die Beschaffung aller Bedarfsartikel gemeinsam besorgen. Zu diesem Zwecke werden eigene Läden erstellt für Lebensmittel, Brennmaterialien, Schuhwaren, Manufakturwaren und anderes, eventuell auch Produktionsbetriebe (Bäckerei, Wäscherei).

Ferner wird die Errichtung eigener Schullokale unerlässlich sein; auch Versammlungs- und Konzertlokale mit Restaurant sind in Aussicht genommen.

Es werden also die Bewohner des „Freidorf“ in enger Lebensgemeinschaft zu einander stehen, und das macht die Eigenart des in der Ausführung begriffenen Projektes aus. Es fehlt nicht an Zweiflern, die die Möglichkeit eines gedeihlichen engen Zusammenwirkens so vieler Familien für fraglich halten. Wir aber leben im Glauben, daß der Genossenschaftsgedanke, von dem die ganze Gründung durchzogen ist, stark genug sein wird, allfällige Anfangshemmnisse zu überwinden und daß der Welt in der Siedelungsgenossenschaft Freidorf ein Beispiel harmonischen Gemeinschaftslebens wird vor Augen geführt werden können.

In weiteren Nummern unserer Zeitschrift werden wir nun anhand von Plänen, photographischen Reproduktionen und fachmännischen Artikeln aus der Feder des Architekten Herrn Hannes Meyer das allmähliche Entstehen und die äußere und innere Ausgestaltung der Kolonie zu schildern versuchen.

Spruch.

Verlieren und haben
Sind zwei, obgleich verschiedene Gaben;
Denn was der Mensch besitzt und hält,
Teilt er doch immer mit der Welt,
Erst an dem Tag wo er's verloren,
Wird ihm zu eigen es geboren. Grillparzer.

In Erinnerung.

Wilde Rosen überschlugen
Tiefer Wunden rotes Blut.
Windverwehte Klänge trugen
Siegesmarsch und Siegesflut.

Nacht. Entsetzen überspülte
Dorf und Dach in Lärm und Blut.
„Wasser“! Und die Hand zermühlte
Gras und Staub in Dursteswut.

Morgen. Gräbergraber, Gräfte.
Manch ein letzter Atemzug.
Weither, witternd, durch die Lüfte
Braust und graust ein Geierflug.

Deleu von Gillencroft (1844—1909).

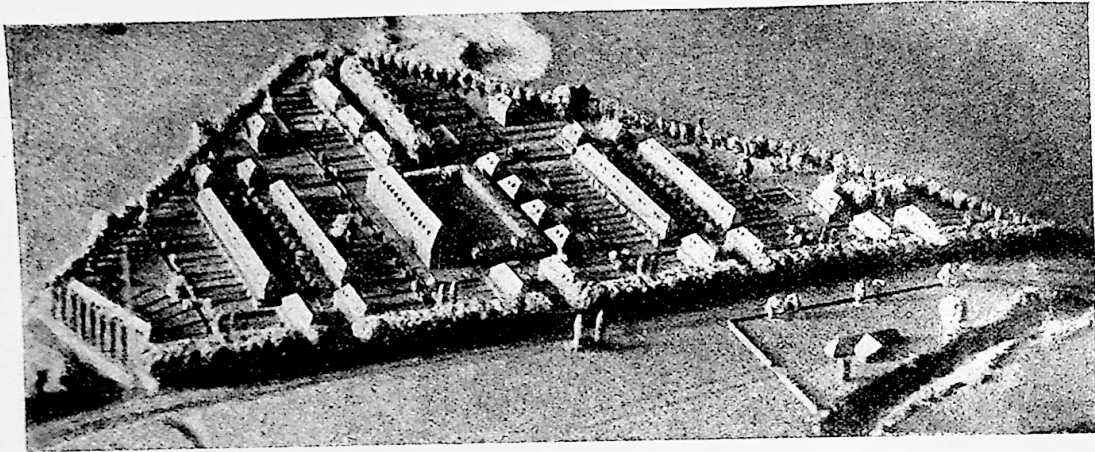
Vergißmeinnicht.

Vergißmeinnicht in einer Waffenschmiede —
Was haben die hier zu tun?
Sollte heimlich der Friede
hinterm Hause am Bache ruhn?

Dumpf fallen die Hämmer in hartem Takt:
Angepackt, angepackt,
Die Arbeit muß zu Ende!
Und das Eisen glüht, und das Wasser zischt,
Und wenn der Schwalch die Flamme auffrischt,
Glänzen die schwarzen Hände.

Aber manchmal blickt ein ruhig Gesicht
Still nach dem himmelblau blühenden Strauß.
Dann scheint's, eine Stimme singt hinterm Haus:
Vergiß mein nicht!

Richard Dehmel.



Die Siedlung „Freidorf“ in Muttenz bei Basel. Aufnahme nach einem Gipsmodell.

Von der Siedlungsgenossenschaft Freidorf bei Basel.

2. Wie der Dorfplan Gestalt annahm. Von Hannes Meyer, Architekt.

In einem sonnigen Maientag schritt ich erstmals dem Gelände des „Freidorf“ zu: zog vorbei an St. Jakob und über die Birsbrücke — nunmehr auf Landschäftler Boden — zwischen den Pappelreihen der Muttenzer Landstraße und hinauf aufs „Schanzli“. Noch einige Stolpertritte der Böschung entlang, und vor mir lag zwischen der autostaubigen St. Jakobstraße und dem wiesenstillen Schanzweg der dreieckige Geländezwiesel des Freidorf: Matten und Ackerland mit Kirschbaum und Nussbaum, mit Roggen und Durlips, mit rotem Mohn, gelbem Ackerfens, grünem Klee und einer Reihe Starkstromleitungsmasten. Die Käfer summten, die Vögel jubilierten das Hohelied vom Landleben, fernab klang Werktagslärm der Stadt, peitschenknallend trieb der Knecht die Pferde im Wiesengrund — und diesem Stück kraftstrotzender Gotteserde sollte das Architektlein mit rohem Bleistift den Garaus machen als ein Scharfrichter der Nachkriegszeit. Aus der Tasche zog ich den Katasterplan und las: „Parzelle 306—309 im Gemeindebann Muttenz gelegen, haltend 8 Hektaren, 47 Aren, 36 Quadratmeter, der Siedlungsgenossenschaft Freidorf in Muttenz gehörend.“

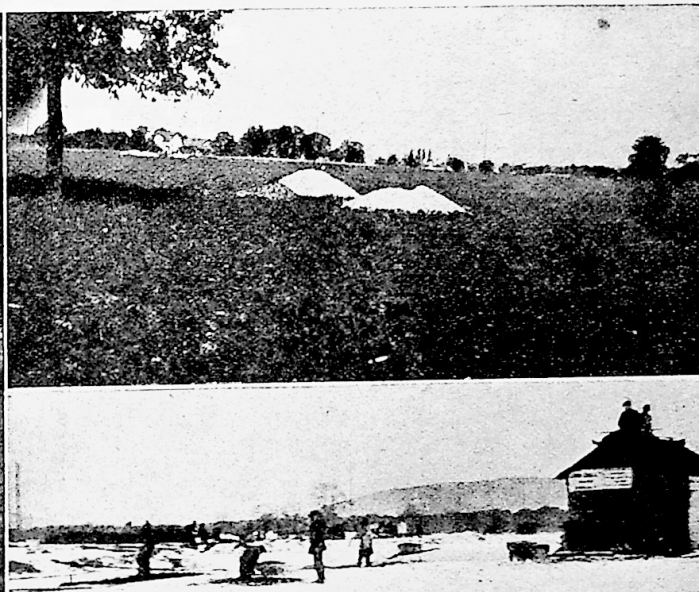
Vom steilen Bord ein Blick auf den Herweg zeigte die schlanke Kurve der Pappelreihen bis hinab zur Birs, die eiserne Gitterbrücke, dahinter das St. Jakobschlachtfeld und darüber als Hügelbegründung schimmerten im Sonnenlicht die weißgrauen Blechkuppeln der Petrolbehälter auf dem Wolfbahnhof. — Eine Wohnhauszeile auf der Terrasse, mit Sitzbänken unter schattenspendenden Bäumen, soll dieses Idyll dauernd festhalten und einladen zum traulichen Verweilen überm hastenden Landstraßenverkehr.

Querfeldeinlaufend zeigte sich das Siedlungsgelände wellig und es fehlte nicht Buckel und nicht Mulde. Im Schwerpunkt des Dreiecks drei Meter Anhöhe mit wenig Humus und viel Gestein, baumlos, geradezu herausfordernd zur Anlage eines Dorfplatzes mit einer Rundsicht ins Umland.

Ringsum schauen die heimatischen Höhen auf den Plätz Land herunter: Wartenberg, Rütihardt und Winterhalde, birstalwärts blaut der Blauen und über der Neuen Welt grüßt das Bruderholz als Jugendland; und dann die Stadt mit Turm und Tor, Ramin und Dach, und drüben überm Rhein die ocker-gelben Felsen des baumreichen Schwarzwaldes. Welche Fernblicke aus den Fenstern der



Straßengarten beim Freidorf.



Oben: Blick auf das Freidorfgebiet. — Unten: Die Arbeit hat begonnen.

Freidorf in die Welt! Alle Lehrsätze der Stadtbautheoretiker vom „geschlossenen Straßensystem“ kollerten bei diesem Ausblick vom hohen Schaft des Denkgehäuses und verschwanden in der Versenkung; und ich freute mich auf die perspektivische Fernwirkung heimatlicher Landschaft in den offenen Wohnstraßen der künftigen Siedlung.

Gen Muttenz grenzte handtuchförmig Feld an Acker und Acker an Feld, und schwer war die Eigentumsgrenze zu finden. Unmittelbar nebenan lag eine arbeiterverlassene Kiesgrube. Die Kastanienplantage davor verdeckte eine Wellblechhütte. Am gespannten Seil trocknete farbige Kinderwäsche, und die spätere Nachforschung beim Nachbar ergab, die Grube sei bewohnt durch eine Familie, die in Muttenz kein Unterkommen mehr finden konnte! — Eine moderne Wohngrube, wo der prähistorische Vorfahre vor Jahrtausenden ein Gleiches tat. — Später hatte ein Römer in dieser Gegend genistet; die Kiesgrubenwand zeigte im Querschnitt alte Erdschüttungen und primitive Mauerreste, und im Geiste sah ich den tahlköpfigen Willenbesitzer in seiner Toga auf allemanischer Erde lustwandeln als ein höchst moderner weißer Dampfschwaden dem benachbarten Gelände entstieg, das Traumbild

verschlechte und im Bahneinschnitt den Schienenweg der S. B. B. verriet.

Ein kurzer Erkundungsgang noch zum Geländezipfel südwestlich der St. Jakobstraße. Auf dessen Rückseite glückte der Dorfbach über die Kieselbollen durchs Tobel hinab zur Birse, und eine graue Schicht auf allem Grün verriet, daß der Ostwind den Staub in dieses tiefer gelegene Grundstück trieb. Diese Parzelle schied in der Folge als Wohngelände aus.

Nun ein Blick noch zur Sonne, nach dem Wetterloch im Westen, in der Richtung der kalten Ostbise, nach dem Nordwind — und nachdenklich, eindrucksvoll, schaffensfreudig schlenderte ich stadtwärts.

Zu Hause am Reißbrett wurden die ersten Eindrücke geordnet, und hurtig begann auf dem Papier das Spiel gerader und krummer Linien, mit Kohle, Blei und Feder.

Durch eine Umfrage bei den Siedlern wurden deren Wohnungsansprüche ermittelt: 150 Einfamilienhäuser mit meistens 4, weniger mit 5 und 6 Zimmern, und mit je 2—4 Aren Nutzgartenland. Nachdem in Gemeinschaft mit Herrn Jäggi, dem unermüdbaren Förderer des Werkes, die ersten Grundlagen gefestigt waren, wurde der Entwurf erstmalig den versammelten Baugenossen vorgeführt zwecks

Ausprache und Entgegennahme von Wünschen.

Welch eine Gedankenfülle, Welch ein Wust langbehüteter Wünsche kam da ans Tageslicht: Deutsche Erker und französische Mansarden, italienische Loggien und Balkone und englische W. C. Es entspann sich der Redestreit, ob ein Bad notwendig oder nicht, und bejahendenfalls, ob es im Keller, in der Küche oder im Obergeschoß vorzusehen sei. Die Romantif kam und redete der krummen Straße das Wort; die Kanalisation wurde besprochen, und erst die sinkende Sonne trennte die glustigen Siedler.

Nochmalige Entwurfsbearbeitung, neue Rücksprachen mit Herrn B. Jäggi, neue Verwaltungsratsitzungen, Vorführung im Kreise zünftiger Fachgenossen, Neuorientierung und Ueberarbeitung, und endlich lag der Bebauungsplan in sachlich-klaren Strichen als systematische Grundlage auf dem Brett. Noch einige Verbesserungen, und man schritt sofort und unentwegt zur Verteilung der 150 Häuser an die Genossenschaftler — auf dem Papier.

Drei Tage währte der Kampf der Frauen und Männer um den künftigen Familienitz. Die Schlaefsten hatten die Probeflöcher auf dem Baugelände zu Rate gezogen und schlugen den Wigwam im fetten Erdreich auf. Die Stadtlustigen und Wanderscheuen besetzten sofort die Basel nächstgelegenen Baublöcke; die Naturschwärmer und Einsiedler bevorzugten die Riesgrubengegend; die Neugierigen setzten sich an der Nuttenger Landstraße fest, die Honoratioren bevorzugten den stillen Wohnplatz gen Nutteng, und in den Doppelhäusern am Spielplatz nisteten die Individualisten.

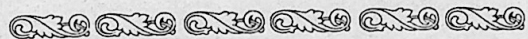
Am 11. Oktober 1919 wurden die eingezeichneten Pläne der Siedlung von der Baudirektion des Kantons Baselland zur Ausführung genehmigt, und am 1. November wurde der erste Spatenstich getan. Baubureau und Kantine wurden in Auftrag gegeben, der Rohbau der 150 Wohnhäuser und der Straßenbau in öffentlicher Submision vergeben, und heute ist das Gelände durchwühlt von der Hand fleißiger Bauleute.

Seit den Tagen der Hauswahl hat mein beschaulich Architektendasein sich jäh verändert. Auf der Straße hält mich der dreijährige Murbachli am Ueberzieher, deutet auf meine Aktien-

mappe und meint: „Du Ma, hestch mi Hüslido inne?“ Und wenn ich Sonntags — ermüdet von der Wochenfron — den Frühzug wanderlustig besteigen will, spüre ich die Hand eines dunkelhaarigen Freidörfers auf meiner Schulter und im Vollgefühl des künftigen Hausbesitzers nennt er mir seine Hausfriedensbedingungen:

1. eine Verlegung seiner Veranda,
2. die Einrichtung einer Zentralheizung,
3. die Vergrößerung des Badzimmers,
4. eine individuell geformte Ofenbank,
5. eine . . .

Längst sitze ich im Wagen und kreuze noch gleichen Tages — ein Gast des B. S. K.-Ferienheims in Weggis — auf der Verbandsflotte mit seidengestickter Fahne den blauen See, wohligh treibe ich mit eingezogenem Ruder dem Bürgenstock zu und genießerisch klettert der Blick den stolzen Pilatusgrat entlang zur ewig-schönen Höhe . . . da tönt's von den Lippen meiner Schiffsgefährtin: „Gits in dr Kuchli wisi oder roti Blättlibeede?“



Mutter.

Nun gingst auch du den stillen Gang,
Ein Licht verglomm, ein Ton verklang.
Es war ein Leben, schlecht und recht,
Sein Sinn war gut, sein Kern war echt.

Umfangen noch vom Kindheitstraum,
Nahm Arbeit dich in Pflicht und Zaum,
Die Arbeit blieb dein Teil und Gut,
Du wußtest nie, wie Wohlsein tut.

Den Mädchenstrauß in deiner Hand,
Du pflücktest ihn im Sorgenland,
Die Hochzeitsglocke, bang und klar,
Sang nicht das Lied vom Märchenjahr.

Der plumpe Alltag zwingt die Welt, —
Du hast dein Gärtlein doch bestellt!
Du schütztest mit verwerkter Hand
Für uns das Flämmchen, Glück genannt.

Die Tränen, die dein Hügel trinkt,
Die Rose, die vom Kreuzlein winkt,
Sie künden laut wie ein Gebet,
Daß Liebe nicht verloren geht.

Alfred Huguenberger.

Das Fest der Menschen. Von Lisa Wenger.*

Dau zogen sich die Berge am Horizont dahin. Silbern glänzten ihre Gipfel, schneeweiß und blendend. Zu ihren Füßen lagen weite Weiden, von eiskalten Wässerlein durchzogen. Granitblöcke lagen darauf zerstreut und dazwischen wucherten Alpenrosensträucher. Weiße Ziegen kletterten von Stein zu Stein, beschnupperten wäherlich die wenigen Pflänzlein, die der Spätherbst ihnen bot, pflückten da eines mit spitzen Lippen und dort eines, sprangen in zierlichen Bogen über die Blöcke und meckerten vergnügt. Hellklingende Glöcklein läuteten. Von ferne her klang es tief dazwischen. Wie Glockenton tönte es herüber.

Eine Herde Rüche, ihren Stier an der Spitze, suchte dort die letzten Gräslein. Bedächtigt grasten sie, wahllos zermalmend, was ihnen zwischen die flachen, breiten Zähne kam. Zufrieden lagen und standen sie, langsam vorrückend.

Sie und da unterbrach der Stier seine Mahlzeit und hielt Umschau über das Land. Nirgends ein Feind, nirgends eine Gefahr! Oben unter dem mächtigen Rußbaum sah der Stier den Hirten sitzen, sein Pfeislein rauchend und dazu jauchzend: Ju-ju, ju-ju! Dann drehte sich das schöne, starke Tier nach der andern Seite und sah hinunter ins Tal, über all den Glanz und den Schimmer weg, über die blauen Höhen, und die dunkeln Tannenwälder, über die schindelbedeckten und steinbeschwerten Hütten. Zufrieden brummte er mit seiner tiefen Stimme. „Das Leben ist schön“, sagte er zu den Rühen; „ein Tag vergeht wie der andere; wir haben keinen Feind, und friedlich grafen wir! Unser Herr gibt uns im Herbst diese Weide, im Winter den warmen Stall. Er liebt uns und ist stolz auf uns.“

„Er liebt uns!“ wiederholten die schmucken Rüche. „Stier“, frug neugierig die eine, „wann wirst du den Kampf ausfechten mit dem Stier von der obern Weide?“

„Morgen!“ sagte stolz der Leiter der Herde. Seine Rüstern blähten sich; er senkte den star-

ken, kurzbehörnten Kopf und peitschte mit dem Schwanz die Flanken. „Morgen! Da entscheidet es sich, ob ihr dem andern gehören werdet, oder ob ihr mein bleibt!“

„Wir wollen bei dir bleiben“, sagte eine schöne Kuh mit glänzendem Fell und krausen Haaren zwischen den Hörnern; „was fragen wir dem andern nach!“

„Ihr fragt ihm nichts nach“, sagte spöttisch der Stier; „gewinnt er aber, so geht ihr ruhig mit ihm ins feindliche Lager!“

„Was sollen wir anderes tun?“ frug erstaunt die Kuh.

„Nichts! Eben!“ Der Stier entfernte sich. Es glommt zornig in seinen Augen. Aufgeregt scharrte er die Erde.

Der nächste Tag kam. Schon früh stand der kräftige Stier auf einem Hügel und schaute hinüber zum Waldesrand, woher sein Rivale kommen sollte. Um den Hügel herum hatte sich die Menge der Rüche versammelt.

Die neugierigkeitslüsternen Ziegen waren gekommen, um dem Kampf zuzusehen, und sogar die teilnahmslosen Schafe standen, dicht um ihren Führer geschart, in der Nähe. Die Alpenkrähen saßen auf den Rußbäumen, und unter den Granitblöcken hervor krochen die tief-schwarzen glänzenden Bergsalamander, wohlgeborgen unter Alpenrosensträuchern und Arnikasträudern.

„Er kommt; er kommt!“ brüllte ein junger Stier, der Wache gehalten, und kam in mutwilligen Sprüngen quer über die Weide gerannt.

Auf dem Hügel, neben dem Wald, stand der fremde Bulle. Er sah scharf dorthin, wo der Stier mit seiner Herde stand, und seine Augen fingen an zu glühen; er begann zu schnaufen und die Erde zu stampfen. Dann lief er in Galopp die kurze Strecke bis zu dem Rivalen.

„Hier bin ich!“ brüllte er; „nun zeige, ob du es wert bist, eine Herde zu führen!“ Ueberlegen betrachtete ihn der andere.

„Brahlen ist nicht Kämpfen“, sagte er. „Ich habe meine Herde schon geführt, als du noch neben deiner Mutter grastest!“

„Um so mehr ist es Zeit, daß ein anderer an deine Stelle tritt! Oder was meint ihr Rüche?“

* Eine Kostprobe aus dem schönen Band „Wie der Wald still ward“, von unserer beliebten Schweizer Erzählerin Lisa Wenger. Verlag von Huber u. Co. in Frauenfeld.

Von der Siedelungsgenossenschaft Freidorf bei Basel.

3. Grundlagen des Planes.

Wir sind in der Lage, unsern verehrlichen Leserinnen und Lesern nebenstehend einen übersichtlichen Gesamtplan der im Entstehen begriffenen Siedelung zu unterbreiten. Als Ergänzung dazu mögen die folgenden technischen Angaben dienen:

Grundstückskosten:

Größe des Gesamtareals	=	84,736 qm
Durchschnittspreis des Baulandes =	2.76 Fr. p. qm	
Baugeländekosten Total	=	234,421.— Fr.

Bevölkerungsmaximum:

150 Familien zu durchschnittlich		
5 Personen	=	750 Bewohner
Personal und Besucher	= ca.	50 "
Maximalbevölkerung	= ca.	800 Bewohner

Nutzeffekte:

Gesamtareal	=	84,736 qm
Davon Werkhofgelände	=	11,308 "
Wohngelände	=	73,428 qm
12,5 % Öffentliche Straßen	=	9,160 qm
1,5 % Gartenwege	=	1,099 "
12,2 % Bebaute Fläche der Wohngebäude	=	8,986 "
1,4 % Bebaute Fläche des Genossenschaftshauses	=	1,050 "
13,4 % Öffentliche Grünfläche und Spielplätze	=	9,780 "
6 % Pachtgärten inkl. Gärtnerei	=	4,440 "
53 % Ruhgartenfläche	=	38,913 "
100 % Wohngelände Total	=	73,428 qm

Gärten:

Kleinste Ruhgartenfläche per Familie	=	200 qm
Größte " " " "	=	660 "
Durchschnittl. " " " "	=	266,8 "

Straßen:

Normale Breite der Wohnstraßen	=	5 m
" " " Verbindungswege	=	2,5 "
" " " Düngerwege	=	1,5 "
Normaler Hausabstand	=	25 m
Minimaler " " " "	=	13 "

Wohnhäuser:

Haustyp I und Ia	=	110 Einfamilienhäuser
" II " Ib	=	30 "
" III	=	10 "
Total	=	150 Einfamilienhäuser

Eingebauter Haustyp I:

Enthält 4 Zimmer (worunter 1 teilbares), Küche, Bad mit W. C., Waschküche, 2 Keller, Estrich (auf Wunsch mit Mansarde), Gartenlaube, Kleintierstall und mindestens 200 qm Ruhgarten.

Ungebauter Haustyp Ia:

(Wie Haustyp I, aber mit mehr als 200 qm Ruhgarten.)

Ungebauter Haustyp II und Ib:

Enthält 5 Zimmer, Küche, Bad, 2 W. C., Waschküche, 2 Keller, Estrich (auf Wunsch mit Mansarde), Gartenlaube, Kleintierstall und 200—350 qm Ruhgarten.

Ungebauter Haustyp III:

Enthält 5 Zimmer, Diele, Veranda, Terrasse, Küche, Bad, 2 W. C., Waschküche, 2 Keller, Estrich mit Mansarde, Gartenlaube, Kleintierstall und 600 qm Ruhgarten.

Es findet nur Hausmiete statt, kein Hausverkauf.

Öffentliche Gebäude:

Das Genossenschafts- und Konsumgebäude enthält folgende Räume:

Im Erdgeschoß: Eine Wirtschaft mit Gemeindestube, 1 Turnsaal, Verkaufsladen der Genossenschaft für Lebensmittel, Fleisch, Manufakturwaren etc. und Mehlkammer.

Im I. Stock: 1 Versammlungsraum für 400 Personen in Verbindung mit 3—4 Räumen für Vereinszweck, 3—4 Schulklassen.

Im II. Stock: Wohnungen, Zimmer mit insgesamt ca. 20 Betten für Besucher.

Im Keller: u. a. ein Bäckerei.

Werkhofanlage besteht vorerst aus Kantinengebäude, welches später als Lager und Werkstatt dienen soll, und einem Transformatorenhaus.

Mit den Arbeiten ist am 1. November begonnen worden, und es ist seither das Werk erfreulich fortgeschritten. Die Straßen sind erstellt, einzelne Baublöcke in den Fundamenten fertig betoniert, so daß dort schon mit dem Mauerwerk begonnen werden kann, sofern die milde Witterung anhält. An andern Orten wird noch emsig gegraben, ein Wald von Gerüststangen bedeckt das Feld, und erstaunt blicken die Vorbeiziehenden auf das Getriebe. Eine freundliche Kantine ist seit 15. Dezember im Betrieb und bietet Arbeitsleuten und Neugierigen Speise und Trank.

Möge ein guter Stern walten über den weiteren Arbeiten und das Jahr 1920 das schöne Werk zum glücklichen Ende führen.

